Im Gespräch mit Ben Krahl, Bunsenburner

Pink Is The New Black!



Ein Jahr nach dem digitalen Release kam „Reverie“, das letzte Album von Bunsenburner, nun auch auf Vinyl. Und, dem Cover entsprechend, im schnieken Rosa. Weil Rosa im inflationären Einheitsschwarz einfach Akzente setzt. Was für die Musik der Band aus Freiburg sowieso zutrifft, die mit ihrem abenteuerlichen Crossover, der von Xtreme Metal bis hin zu Spiritual Jazz alles abdeckt, was bei drei nicht auf dem Baum ist, reichlich ambitioniert daherkommt…

Wie kommt man auf Bunsenburner? Und ist Pink das neue Schwarz?
Der Name hat tatsächlich einen etwas komplizierten Stammbaum. Als ich angefangen habe, mich vom klassischen Bassisten-Dasein mehr in Richtung Produzent zu bewegen, hieß mein Projekt bensnburner. Der Name kam von einem ehemaligen Mitbewohner, der mich immer so genannt hat, wenn ich gerade kreativ am Arbeiten war. Das ist dann hängen geblieben. Unter dem Namen veröffentliche ich bis heute meine Solosachen und mein Label heißt bensnburner records.

Am Anfang habe ich mit ganz unterschiedlichen Besetzungen experimentiert. Die Besetzung, aus der später Bunsenburner

wurde, ist schon auf „noclip“ aus dem Jahr 2019 zu hören, damals aber noch unter bensnburner. Irgendwann wurde klar, dass diese Konstellation etwas Eigenständiges ist. Und international hat den Wortwitz bensnburner sowieso kaum jemand verstanden. Da lag Bunsenburnerz iemlich nahe. Also einmal vom Bunsenbrenner zu bensnburner und dann wieder zurück. Zum Stoner-Kontext passt es ja auch ganz gut.

Pink ist für mich ehrlich gesagt gar kein so großes Ding. Es ist erstmal einfach eine Farbe. Aber im Metal-Kontext macht es natürlich Spaß, weil es ein paar ungeschriebenen Regeln widerspricht. Wir kommen alle aus dieser Welt, *Norman* hat zum Beispiel mehrere Jahre bei Triptykon gespielt, wir haben also wirklich schon genug Schwarz, düstere Ästhetik und böse gucken erlebt.

Mich reizt es generell, Genre-Regeln zu hinterfragen. bensnburner war am Anfang eher eine Jazz-Band und hatte dafür ein ziemlich klassisches Black-Metal-Logo. Ich mag es, wenn man ein Publikum ein kleines Stück aus seiner Komfortzone holt.



Wie wurde aus dem „Einmannprojekt“ von Ben eine „richtige“ Band?
Das ging ziemlich organisch. Bei „noclip“ war bensnburner noch mein Projekt und ich habe verschiedene Besetzungen ausprobiert. Für das Album hatte ich mich für ungefähr sechs Monate in eine riesige, leerstehende Industriehalle eingemietet, ungefähr 400 Quadratmeter groß, mit teilweise bis zu sieben Sekunden Raumhall. Das Konzept war damals „Langsamkeit“. In so einem Raum kann man gar nicht besonders viel oder schnell spielen, ohne dass alles sofort zumatscht. Für mich war das auch ein kleiner Befreiungsschlag nach dem Jazz-Studium. Dort waren technische Möglichkeiten, Virtuosität und das Erweitern des eigenen spielerischen Vokabulars natürlich sehr präsent. Ich wollte danach ganz bewusst das Gegenteil ausprobieren: wenig spielen, lange zuhören und den Raum selbst zum Instrument werden lassen.

Auf „noclip“ hört man bereits fast die spätere Bunsenburner-Besetzung. *Marsen* (*Martin “Marsen” Fischer*, d. Red.) kam dann mit dem ersten Bunsenburner-Album dazu. Mit ihm und Norman hatte ich vorher schon bei Pigeon Toe gespielt und davon steckt sicherlich auch einiges in unserer musikalischen DNA.

Der eigentliche Moment, in dem es sich plötzlich wie eine Band angefühlt hat, kam während Corona. Wir haben uns einfach getroffen, weil wir uns wiedersehen und zusammen Musik machen wollten. Ohne Konzert im Hinterkopf, ohne etwas einstudieren zu müssen, ohne großen Druck. Wir haben aufgenommen und geschaut, was passiert.

Aus diesen Sessions wurde „Poise“. Wenn ich das heute höre, kann man ziemlich schön hören, wie sich die Band während der Aufnahme findet.

Heute sind wir eine feste, grundsätzlich demokratische Band. Gleichzeitig bin ich schon sehr klar in einer Bandleader-Rolle. Ich bringe viele Konzepte und Ideen ein, produziere die Platten, organisiere viel und bin wahrscheinlich auch

derjenige, der am meisten anschiebt. Mein Ziel ist aber gerade nicht, den anderen vorzuschreiben, was sie spielen sollen. Im besten Fall schaffe ich eher Situationen, in denen etwas passieren kann, womit ich selbst nicht gerechnet habe.

Wie kam die Intention, eure Anhängerschaft mit einem Crossover aus Doom, Sludge, Postrock, Stoner und Jazz ein wenig zu fordern?

Wir denken beim Musikmachen eigentlich gar nicht in diesen Begriffen. Die kommen eher hinterher, wenn man versucht, die Musik zu beschreiben oder Label-Arbeit zu machen. Wir haben einfach sehr unterschiedliche Hintergründe: Jazz, Filmmusik, Black Metal, experimentelle Musik. Das landet zwangsläufig irgendwo in dem, was wir gemeinsam machen.



Was vor der ersten Session ziemlich klar war: Ich hatte Bock auf laut und schwer. Aber „laut und schwer“ kann ja sehr viele Formen annehmen. Gleichzeitig ist dieses Überraschen schon eine treibende Kraft. Ich finde es spannend, wenn auf einem Stoner-Riff plötzlich ein völlig weirder Synth auftaucht, wenn eine Ballade dazwischensteht, Einflüsse von Flying Lotus oder

Beatmakern auftauchen oder wir Instrumente benutzen, die man in dem Zusammenhang nicht unbedingt erwartet, zum Beispiel eine Zither.
Solche Ideen lassen wir bewusst zu. Nicht, um möglichst kompliziert oder möglichst anders zu sein, sondern weil wir genau die Leute erreichen wollen, die darauf Lust haben. Also Menschen mit offenen Ohren, die sich gerne überraschen lassen und bereit sind, sich auf eine Platte einzulassen, ohne vorher genau zu wissen, wo sie landet.

Mein Jazz-Hintergrund steckt dabei weniger in bestimmten Harmonien oder Melodien. Für mich ist Jazz eher eine Philosophie: improvisieren, reagieren, zuhören, Risiko eingehen, Fehler machen und mit diesen Fehlern kreativ weiterarbeiten. Das ist für mich viel mehr die Essenz von Jazz als irgendeine bestimmte Akkordfolge.

Was gab den Ausschlag, nach vier Alben und zwei EPs nun doch endlich ein Album als „Platte“ zu veröffentlichen?

Eigentlich wollten wir schon immer Vinyl machen. Es war nie eine grundsätzliche Entscheidung dagegen, sondern ziemlich banal eine Frage von Geld und Risiko.

Gerade am Anfang waren Plattenproduktionen für eine kleine unabhängige Band einfach sehr teuer und dazu kamen teilweise absurd lange Wartezeiten. Das passte auch nicht besonders gut zu unserem Rhythmus. Unser Ansatz war eher: einmal im Jahr treffen, eine Session machen, schauen, was entsteht und es dann möglichst direkt veröffentlichen.
Mit den ersten beiden Alben und der EP haben wir über Bandcamp digital zumindest einen Teil der bisherigen Kosten wieder reingeholt. Irgendwann war dadurch genug da, dass ich gesagt habe: Okay, jetzt wage ich es und gehe mit der Vinylproduktion ins Risiko.

Rein wirtschaftlich hat es sich bis heute noch nicht wirklich gelohnt, aber die Kosten sind inzwischen fast wieder drin und

wir haben nur noch ein paar Platten übrig. Der Wunsch war also immer da. Es musste nur irgendwann finanziell halbwegs verantwortbar werden.

Wie kommt man zu der doch recht spektakulären Auswahl an Covern, *Alice Coltrane*, Flying Lotus…?

Die Stücke suche meistens ich aus und eigentlich immer aus einem persönlichen Grund. Das sind Songs oder Künstler, mit denen ich bestimmte Erinnerungen oder Geschichten verbinde und die mir musikalisch sehr wichtig sind. Deshalb würde ich auch eher von Tribute-Versionen oder Eigeninterpretationen sprechen als von klassischen Covers.

Wir hatten bisher ‚Journey in Satchidananda' *von Alice Coltrane,* ‚Zodiac Shit' von Flying Lotus, ‚Ballade 4' vom Tosca Tango Orchestra und auf „Reverie" ‚CCC' vom Beatproducer Dualizm. Wie nah wir am Original bleiben, ist jedes Mal unterschiedlich. Bei *Alice Coltrane* war im Grunde nur das zentrale Bass-Riff der Ausgangspunkt. Bei 'Ballade 4' haben wir uns das Original erstmal ziemlich genau erschlossen, um uns danach wieder bewusst davon entfernen zu können. Und unsere Version von ‚CCC' hat klanglich kaum noch etwas mit dem Original zu tun. Das Original ist ein sehr entspannter Lo-Fi-/Chillhop-Beat. Bei uns erkennt man noch das Hauptmotiv und das Tempo, aber der Rest ist ziemlich weit davon weg.

‚Ballade 4' hat für mich noch eine besondere Ebene, weil es aus dem Soundtrack von „Waking Life" stammt, einem meiner Lieblingsfilme. Der Film beschäftigt sich stark mit luzidem Träumen, einem Thema, das mich schon lange fasziniert.

Es geht mir also nicht darum, möglichst überraschende Namen auf die Tracklist zu bekommen. Das sind eher kleine Verbeugungen vor Musik, die für mich etwas bedeutet.

Die Tracks entstehen bei euch unter Livebedingungen und weitestgehend ohne Overdubs. Wie läuft das genau ab? Gibt es genaue Abläufe und Planungen oder wird mehr oder weniger improvisiert?

Es gibt schon Vorbereitung, aber wir versuchen sehr bewusst, nicht *alles* vorzubereiten. Meistens komponiere ich vorher bestimmte Riffs oder skizziere musikalische Ideen und mache daraus eine sehr einfache Vorproduktion, damit die anderen ungefähr wissen, worum es geht. Damit stehen vielleicht 50 bis 75 Prozent eines Albums grob im Raum. Der Rest bleibt offen.

Auch die vorbereiteten Sachen sind noch keine fertigen Songs. In der Session checken wir ein Riff gemeinsam aus, spielen es vielleicht erstmal langsamer, verändern die Rollen der Instrumente und schauen, was damit passiert. Sobald es alle einigermaßen draufhaben, wird eigentlich auch schon aufgenommen.

Ich möchte möglichst vermeiden, dass wir mit Noten oder detaillierten Aufschrieben dasitzen. In dem Moment verändert sich für mich die Haltung schnell vom Zuhören und Reagieren hin zum Nachspielen.

Ein großer Teil der eigentlichen Arbeit passiert deshalb vor und nach der Session. Vorher muss der Raum so vorbereitet sein, dass möglichst alles jederzeit aufgenommen werden kann. Wenn etwas Besonderes passiert, möchte ich nicht erst Mikrofone aufbauen müssen. Diesen Recording-Workflow haben wir von Platte zu Platte immer weiter verfeinert.

Wir spielen die Stücke trotzdem meistens mehrfach. Ich mag diesen First-Take-Spirit sehr, aber beim zweiten oder dritten Durchgang entstehen oft wieder andere Dinge oder ein Riff sitzt einfach tighter.

Auch mein Umgang mit der Nachbearbeitung ist entspannter geworden. Beim ersten Album gab es noch das ziemlich strenge Dogma: keine Edits, keine Verfälschungen. Davon bin ich inzwischen etwas weggekommen. Die Musik besteht immer noch zu vielleicht 90 Prozent aus diesen Live-Sessions, aber wenn ein zusätzliches Overdub ein Riff fetter macht oder noch eine interessante Farbe reinbringt, darf das inzwischen passieren.

Die Synthesizer sind davon allerdings ausgenommen. Die werden grundsätzlich live mitgespielt. Für mich sind sie genauso elementar wie Bass, Gitarre oder Schlagzeug, weil sie auf das reagieren sollen, was im Raum gerade passiert.

Ein schönes Beispiel ist ‚Golden Shower'. *Flo* konnte sich das ursprüngliche Gitarrenriff einfach nicht merken. Wir hatten es wirklich oft probiert und irgendwann war entsprechend viel Frust da. Also habe ich gesagt: „Vergiss das Riff einfach und piss' über das drüber, was wir spielen." Er sollte einfach reagieren und den Frust rauslassen. Genau dieser Take ist dann der Song geworden. Solche Momente sind eigentlich das Interessanteste. Der Fehler ist dann nicht etwas, das man korrigieren muss, sondern vielleicht genau der Punkt, an dem der Song anfängt zu leben.

Sie sehen gerade einen Platzhalterinhalt von **YouTube**. Um auf den eigentlichen Inhalt zuzugreifen, klicken Sie auf die Schaltfläche unten. Bitte beachten Sie, dass dabei Daten an Drittanbieter weitergegeben werden.

Mehr Informationen

Inhalt entsperren Erforderlichen Service akzeptieren und Inhalte entsperren

Die Kombination aus Audio und Visuals, seht ihr den Output von Bunsenburner als Gesamtkunstwerk?

Bei Bunsenburner sind die Visuals für mich ziemlich wichtig, weil sie aus einem ähnlichen kreativen Prozess entstehen wie die Musik. Auch da geht es viel um reagieren, improvisieren und mit dem arbeiten, was gerade da ist.

Bei einem Album entstehen die Visuals meistens erst, wenn die Musik fertig ist. Live sehe ich die visuelle Ebene eher wie ein zusätzliches improvisierendes Bandmitglied. Unser Visual Artist Wikino arbeitet zum Beispiel mit Beamern, Tageslichtprojektoren, Erde, Stoffen oder Pflanzen und reagiert auf das, was musikalisch passiert. Das ist nicht

einfach ein fertiges Video, das hinten durchläuft.

Vieles an der visuellen Gestaltung mache ich ansonsten selbst. Das hat einerseits mit DIY-Spirit zu tun und andererseits ganz pragmatisch mit wenig Budget. Gerade diese Einschränkungen führen aber oft zu Lösungen, die am Ende eigenständiger sind als eine teure Hochglanzproduktion.

Trotzdem muss nicht alles dieselbe Sprache sprechen. Ein Artwork darf unabhängig von der Musik funktionieren oder ihr sogar bewusst widersprechen.

Wenn ich das Wort „Gesamtkunstwerk“ benutzen würde, dann wahrscheinlich eher für mein gesamtes künstlerisches Schaffen als nur für Bunsenburner. Die Band ist ein Teil davon.

Zwischen meinen verschiedenen Projekten gibt es immer wieder kleine Querverweise.

Auf dem gerade erschienenen *hyacinth* von meinem neuen Projekt sporen gibt es zum Beispiel einen Moment, der auf ein Riff aus *Dustbowl* von Bunsenburner zurückgeht, dort allerdings als ziemlich fiese elektronische Version mit Gesang. Solche Verbindungen machen mir großen Spaß. Die einzelnen Projekte sind für mich nicht komplett getrennte Schubladen.

Was macht die „Szene“ in Freiburg?

Es gibt auf jeden Fall eine aktive Szene, aber eher viele kleine Blasen als eine große gemeinsame. Und sie wird leider ziemlich stark dadurch ausgebremst, dass es an Proberäumen, Ateliers und anderen bezahlbaren Kreativräumen fehlt. Auch die Orte, an denen sich unterschiedliche Szenen überhaupt begegnen, sind durch das Clubsterben deutlich weniger geworden.

Gleichzeitig gibt es hier immer noch viele Leute mit sehr viel Spirit, die versuchen, neue Räume und Möglichkeiten zu schaffen.

Ich finde Freiburg allerdings in manchen Bereichen auch überraschend provinziell und konservativ. Für mich persönlich war deshalb irgendwann ein wichtiger Schritt, musikalisch nicht mehr primär lokal zu denken, sondern eher international.

Vom ersten Bunsenburner-Album habe ich zum Beispiel ungefähr 50 Tapes über Bandcamp nach Nordamerika verschickt, während hier in Freiburg wahrscheinlich die meisten Leute noch gar nicht wussten, dass es die Band überhaupt gibt. Das fand ich eigentlich ziemlich befreiend.

Trotzdem bin ich sehr gerne hier verwurzelt. Es ist natürlich ein extremes Privileg, in dieser Umgebung zu leben. Schwarzwald, Wetter, die Nähe zu Frankreich und der Schweiz und insgesamt auch diese relativ entspannte Bubble. Kulturell finde ich Freiburg aber oft ein Stück hinter dem zurück, was eigentlich möglich wäre. Basel finde ich zum Beispiel in vielen Bereichen deutlich spannender und das ist ja praktisch um die Ecke.



Ist Bunsenburner mittlerweile eine „real band“?

Ja, definitiv. Bunsenburner ist inzwischen ein gemeinsamer Wohlfühlort für uns alle. Es entstehen auch Ideen komplett ohne mich und das ist wichtig. Ich bin zwar weiterhin sehr aktiv als Bandleader und Produzent, aber die musikalische Identität der Band gehört nicht mir allein.

Bis *Rituals* gehörte zum Beispiel *Bene Abert* fest zur Besetzung. Auf den ersten beiden Bunsenburner-Alben war er für eine Art „Special Effects“ zuständig, mit MPC, Plattenspieler, gefundenen Platten und teilweise auch als dritter Gitarrist. Er hat sehr viel von diesen unvorhergesehenen, schwer planbaren Vibes in die Band gebracht. Auf „Rituals“ hört man das meiner Meinung nach besonders gut.

Solche Einflüsse bleiben auch bestehen, wenn sich eine Besetzung verändert. Bunsenburner hat inzwischen einfach eine eigene Geschichte und eine gemeinsame Sprache.

Von Extreme Metal bis Spiritual Jazz scheint alles möglich. Was kann man noch an Überraschungen von Bunsenburner erwarten?

Es gibt schon einige rohe Vorproduktionen und Riff-Ideen, die gerade einfach dokumentiert werden. Mehr möchte ich daraus im Moment eigentlich auch noch gar nicht machen.

Die nächste Platte soll wieder Session-basiert entstehen, aber diesmal würden wir uns gerne mehr Zeit nehmen. Alle bisherigen Releases sind innerhalb von ungefähr ein bis vier Tagen aufgenommen worden. Für die nächste Session wäre eine ganze Woche ziemlich optimal.

Gerade schauen wir deshalb nach einem freistehenden Ferienhaus oder etwas Ähnlichem, wo wir für eine Woche hinfahren können und einen Raum zum Aufnehmen haben. Also raus aus dem Alltag, Instrumente aufbauen, alles verkabeln und dann schauen, was passiert.

Wohin das musikalisch führt, weiß ich ehrlich gesagt überhaupt nicht. Und genau das finde ich gut. Natürlich gibt es immer

neue Instrumente, Sounds oder Ideen, die mich gerade reizen, aber ich möchte vorher noch nicht zu viel festlegen.

Wenn alles klappt, könnte so eine Session vielleicht innerhalb des nächsten halben Jahres stattfinden.

Surftipps zu bunsenburner:
Homepage
Facebook
Instagram
Spotify

Die Abbildungen wurden uns freundlicherweise von bunsenburner zur Verfügung gestellt. Live-Fotografie: *Markus Edgar Ruf*